

Pflege im „Armenhaus Perus“

Ehrenamtliche Helfer versorgen kranke Quechua-Indianer

Kathedrale der Liebe – so wird das Missionshospital Diospi Suyana oft genannt. Es liegt auf 2.650 Meter Höhe in den Anden. Dort werden Indios medizinisch auf hohem Niveau betreut. Die Pflegendende Marit Weilbach spricht über ihre Arbeit im Reich der Inka.

Antroferno liegt auf dem Lehm-boden einer kleinen Berghütte in der Nähe des Weltkulturerbes Machu Picchu. Seinen ausgezehrteten Körper bedecken offene Geschwüre, die sich infiziert haben und unerträglich stinken. Eltern und Geschwister haben den 27-jährigen aufgegeben, warten auf den Tod des querschnittgelähmten jungen Mannes. Als ihn seine Cousine während eines Besuchs seit langem wieder sieht, ist sie schockiert: „So lebt ja nicht einmal ein Tier.“ Sie bringt ihn nach Curahuasi ins Missionshospital. Dort wird er von der deutschen Pflegenden Marit Weilbach aufgenommen. „Antroferno war in einer schrecklichen Verfassung. Wir wussten nicht, ob er durchkommt“, berichtet sie. Jetzt, ein halbes Jahr später, sind seine Wunden verheilt. Dank regelmäßiger Mahlzeiten und Vitamingaben geht es ihm erheblich besser. Außerdem kann er sich in seinem neuen Rollstuhl selbstständig bewegen. „In acht Tagen wird er entlassen“, freut sich die 24-Jährige, „er ist jetzt ein fröhlicher junger Mann, der gerne liest. Auch das hat er hier gelernt.“ Einem Schicksal wie dem von Antroferno begegnen die Pflegenden hier häufig.

Eine vermeintliche Idylle

Marit Weilbach ist eine von 100 Mitarbeitern des Krankenhauses Diospi Suyana. Nach ihrer Ausbildung zur Gesundheits- und Krankenpflegenden und zweijähriger Arbeit in der Pflege in einem Zwickauer Krankenhaus las die junge Frau einen Artikel über das Missionshospital in den Anden, für das dringend ehrenamtliche Mitarbeiter gesucht wurden. Sofort war ihr Interesse geweckt; sie bewarb sich für einen zweijährigen Einsatz. Dann ging alles schnell: Wenige Wochen später, im November 2006, reiste Marit Weilbach zu den Quechua-Indianern. Sie flog zunächst nach Lima, von dort aus ging es weiter ins 1.000 Kilometer entfernte Curahuasi, direkt an der Panamericana. „Die Landschaft war wunderschön, alles grün. Die Anisfelder haben geblüht, die Indianer saßen vor ihren Hütten“, beschreibt sie ihre ersten Eindrücke. Doch sehr schnell erkannte sie, wie arm die Menschen dort sind. Sie leben in Lehmhütten ohne Fenster, Fußboden, Möbel, ohne Strom und fließend Wasser. Sanitäre Anlagen und medizinische Versorgung gibt es kaum. „Obwohl ich wusste, was mich erwartet, hat mich die Armut dieser Menschen sehr betroffen

gemacht“, sagt die Pflegendende. „Ich hatte in meinen zwei Koffern mehr, als die meisten in ihrem Leben besitzen.“ In Curahuasi, einer Stadt mit 25.000 Einwohnern, bezieht sie mit vier Mitarbeitern des Spitals eine kleine Hütte. Schlicht, aber ausreichend, sogar mit Fliesenboden. Ein halbes Jahr lernt sie in einer Sprachschule Spanisch. Dann beginnt ihre Arbeit in der Klinik.

Spital im „Armenhaus Perus“

In Peru leben 13 Millionen Berglandindianer, 82 Prozent davon unter der Armutsgrenze. Sie verdienen zwei Dollar pro Tag mit dem Anbau von Anis. Alkohol und Drogenmissbrauch sind existenzielle Probleme. Die Menschen sterben an Krankheiten, die sehr leicht zu behandeln wären. Auf 10.000 Einwohner kommen in der Region 2,8 Ärzte, in Deutschland sind es 33. In den Anden, dem „Armenhaus Perus“, steht das Missionskrankenhaus Diospi Suyana. Es ist ein umfangreicher Gebäudekomplex auf einem 35.000 Quadratmeter großen Gelände, was fünf Fußballfeldern entspricht. Dort erhalten die Quechua-Indianer, Nachfahren der Inkas, medizinische Versorgung nach deutschem Standard.

DIOSPI SUYANA – HELFEN SIE MIT!

Diospi Suyana sucht dringend Pflegenden, die zu einem Einsatz in Peru bereit sind. Voraussetzung: Sie sollten mindestens drei Jahre mitarbeiten, möglichst schon Spanisch sprechen oder es lernen wollen und gläubig sein. Nähere Informationen unter www.diospi-suyana.com oder unter Telefon: 06442 200049.

Das Krankenhaus hat einen Patientenfonds eingerichtet, in den Spenden ohne Umweg direkt an den Patienten bzw. dessen Behandlung fließen. Wenn Sie helfen möchten, richten Sie Ihre Spende an: Diospi Suyana e.V., Bank für Sozialwirtschaft Köln, Konto: 8073700, BLZ: 370 205 00.



MODERNSTE TECHNIK

Das Hospital ist eines der fortschrittlichsten in Peru. Es gibt sogar ein CT. Mit vier Operationssälen, einer Intensivstation, Notaufnahme und Röntengeräten ist Diospi Suyana eines der größten medizinischen Hilfsprojekte. Insgesamt 100.000 Menschen kann das Klinikpersonal pro Jahr betreuen.

Das Krankenhaus ist eines der modernsten Perus. Finanziert wurde das Elf-Millionen-Dollar-Projekt ausschließlich mit Spenden. Dieses Wunder hat das Wiesbadener Ehepaar John vollbracht, das seit 2002 unermüdlich Geld sammelt. Mittlerweile ist Diospi Suyana wohl das größte deutsche Medizinprojekt mit vier Operationssälen, Intensivstation, Notaufnahme, Röntgen und CT. 60 Patienten können dort stationär versorgt werden. Die meisten Menschen werden jedoch ambulant behandelt. Insgesamt kann das Krankenhauspersonal pro Jahr rund 100.000 Menschen betreuen.

„Täglich warten über hundert Männer und Frauen auf medizinische Hilfe. Wir müssen immer wieder Patienten vertrösten, weil wir den morgendlichen Ansturm nicht bewältigen können“, sagt Weilbach. Die Behandlung ist nicht kostenlos. Eine Sozialarbeiterin prüft, wer welchen Beitrag leisten kann. Der Rest wird über Spenden finanziert. Auch wenn ein Patient kein Geld hat, wird er nicht abgewiesen.

50 Prozent haben Parasiten

Der Alltag in der Klinik ähnelt dem in Deutschland sehr. Abläufe, Arbeitszeiten und Standards sind der Situation in Peru angepasst. Allerdings sind die Pflegenden mit ganz anderen Krankheitsbildern konfrontiert. „Während in Deutschland die meisten an Wohlstandserkrankungen wie Hypertonie und Diabetes leiden, machen den Menschen in Peru Tuberkulose, Unterernährung, Pneumonien und Magen-Darm-Infektionen durch Parasiten zu schaffen“, erklärt die Pflegende. Vor allem durch Spulwürmer: 50 Prozent der Peruaner sind von ihnen befallen. Weilbach sah ein Exemplar dieser Parasiten zum ersten Mal in der peruanischen Klinik: Maria Concepción war eine typische Quechua-Indianerin – klein und abgemagert, mit einem vom Wetter gegerbten Gesicht. Ihr linkes Bein war wegen einer arteriellen Verschlusskrankheit

bereits schwarz und musste amputiert werden. Nach der Operation lag Maria Concepción erschöpft und appetitlos im Bett und hustete immerzu. Schließlich würgte sie angestrengt einen 30 Zentimeter langen Spulwurm heraus, der sich am Boden krängelte. „Das war natürlich abstoßend“, berichtet die Pflegende, „aber wie schlimm muss das erst für die Patientin gewesen sein.“ Die schlechten hygienischen Bedingungen in den Andendörfern begünstigen das Auftreten dieser Spulwürmer oder *Ascaris lumbricoides*. Die Infektion mit den Parasiten erfolgt oral zum Beispiel durch verunreinigte Nahrung. Die Erkrankung beeinträchtigt die Gesundheit der Menschen erheblich, ist aber einfach zu bekämpfen: mit Mebendazol-Tabletten alle zwölf Stunden über drei Tage.

Andere Kultur, andere Sitten

Aber nicht nur die Krankheiten, mit denen Weilbach konfrontiert wird, sind anders, auch die Patienten verhalten sich manchmal wunderbar. Einige lehnen Infusionen ab, „weil sie dick machen“. Andere verweigern Blutentnahmen oder möchten ihre Wunden mit Urin versorgen. In diesen Situationen muss Überzeugungsarbeit geleistet werden, die den einheimischen Pflegenden am besten gelingt. Sie gewinnen leichter das Vertrauen der Patienten, vor allem weil sie deren Umgangssprache, das Quechua, beherrschen. Die peruanischen Pflegenden sind gut ausgebildet; sie haben entweder ein fünfjähriges Studium oder eine dreijährige Ausbildung absolviert. Lediglich Schulungen in Hygiene sind notwendig. Ein wichtiges Thema, auch für die Patienten. Die Pflegenden versuchen, das Bewusstsein der Bevölkerung für Körperhygiene zu wecken. „Die meisten Indios waschen sich nur ungern, besitzen weder Seife noch Zahnbürste“, erläutert Weilbach.

Außerdem hat sie überrascht, wie schnell die Patienten nach OPs wieder mobil sind und darauf drängen, entlassen zu werden. Sie müssen rasch in

ihre Familien zurückkehren, um auf den Feldern oder im Haus mitzuarbeiten. Bei aller Eile sind die Patienten sehr dankbar. Eine alte Quechua schrieb ins Gästebuch: „Es war gut, nicht wie ein Tier behandelt zu werden.“ Offenbar machen die Kranken in anderen Kliniken schlimme Erfahrungen. Sie sind nicht gewohnt, dass sich ihnen jemand zuwendet und sie mit Liebe und Respekt behandelt. „Dabei sind die Menschen unheimlich nett und hilfsbereit, am Anfang sind manche etwas scheu. Wenn man sie kennt, dann teilen sie alles mit einem“, sagt Weilbach. Die 24-Jährige verbringt ihre Freizeit oft mit Einheimischen: Sie wandern oder gehen ins Schwimmbad.

Den Kindern etwas bieten

Sehr ans Herz gewachsen sind Weilbach die „acht Kinderclubs“, ein Projekt von Diospi Suyana. Am Anfang trafen sich etwa 15 Mädchen und Jungen zum Spielen, Malen, Basteln und Reden. Das war völlig neu für die Kleinen – im Club konnten sie Kinder sein. Mittlerweile kommen regelmäßig über 300 junge Menschen. Marit Weilbach betreut eine Gruppe mit 14- bis 17-Jährigen. „Die Jugendlichen langweilen sich oft und verfallen dem Alkohol oder Drogen. Wir wollen ihnen zeigen, dass es auch andere Wege gibt“, sagt die Pflegende.

Alles ehrenamtlich

Bei Diospi Suyana sind 34 Ausländer, vorwiegend Deutsche, beschäftigt. Alle arbeiten ehrenamtlich. Bevor sie nach Peru reisen, müssen sie sich einen Förderkreis suchen, der die Kosten trägt. Die meisten bleiben zwei bis drei Jahre. Weilbach lebt bereits über zwei Jahre in Curahuasi. Vielleicht bleibt sie weitere 24 Monate, denn wieder in einer deutschen Klinik zu arbeiten, hat wenig Reiz für sie: „Das Leben hier ist nicht immer einfach, aber es erfüllt mich, weil ich wirklich helfen kann.“ Außerdem hat sie Freunde gefunden. „Die Peruaner sind sehr herzliche Menschen, ich habe mich hier noch nie einsam gefühlt. Die Armut ist zwar groß, aber die Menschen sind ebenso zufrieden wie wir Deutschen. Eher glücklicher.“

Simone Schwarz

EINE QUECHUA-INDIANERIN verdient etwa zwei Dollar pro Tag mit dem Anbau von Anis.